

Narrenkarren

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hieronymus Zwiebelfisch

Von der Arbeit

Die Schweizer sind kein Volk der Müssiggänger. Das weiss man allenthalben. Wir haben uns nun einmal dem Fleiss und der Arbeit verschrieben. Manches kommt dabei zu kurz. Denn wenn der Mensch nur arbeitet, so wird er zur Maschine, zu einem Roboter gar. Er findet keine Zeit mehr, zu sich selbst zu kommen. Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb die Schweiz keine grossen Philosophen hervorgebracht hat. Grundlage des Denkens ist eben nicht Hast und Maloche, sondern die Musse. Dass sie schöpferisch ist, wollen wir nicht wahrhaben. Und der Nachweis für geleistete Arbeit muss sich immer in Zahlen widerspiegeln, diese wiederum müssen sich in Geld verwandeln lassen. Das ist der Kreislauf.

Darüber vergessen wir, was Leben bedeutet, bedeuten kann. Dass wir nichts übrig haben für das, was auch nur im entferntesten an Müssiggang erinnert, zeigt sich schon am Wortschatz: Gibt es etwa ein deutsches Wort für Flaneur? Nein. Wir müssen uns den Begriff aus dem Französischen entlehnen. Wie gut, dass viele nicht wissen, was damit gemeint ist. Dass wir keine Musse finden, zeigt sich ebenso an der Anlage unserer Städte.

Zur Musse gehört das Flanieren, das wissen wir spätestens seit den philosophischen Gedanken zu dem Thema, angestellt von Walter Benjamin. Zum Flanieren wiederum gehört die Möglichkeit, sich ungestört bewegen zu können, unter die Leute zu gehen, ohne einander ständig knuffen und stossen zu müssen. Ausserdem braucht es Gelegenheiten, sich mal hinsetzen zu können, um auszuruhen, zu beobachten oder zu lesen.

Dazu sind unsere Städte überhaupt nicht eingerichtet. Wahr-

scheinlich bewusst nicht, zumindest unbewusst: Wer möchte schon dem Vorschub leisten, was eben mit Müssiggang umschrieben und verschrien wird, oft direkt mit Faulenzerei?

Wo gibt es bei uns breite Trottoirs, wo ohne Mühe ein paar Tische und Stühle hingestellt werden können? Fast nirgendwo. Angeklebt an die Hausmauern und im Schatten der Fassaden fristen einige alte Stühle und wacklige Tischchen ihr Dasein. Nein, der Mensch soll arbeiten und sich nicht der Beschaulichkeit hingeben. Wäre ja schlimm.

Und wo sind die Parks, in denen man das Auge vom Beton wegwenden könnte? Die Ruhebänke, wo der Körper sich entspannen darf? Die meisten Parks befinden sich ausserhalb des Stadtkerns, weit draussen, damit ja keiner in Versuchung komme, mitten am Tag zu lustwandeln. In der Stadt selbst gibt es einige wenige kümmerliche Ecken, wo ein Baum dahinserbelt und ein paar Sträucher langsam absterben, dazwischen eine graue Bank, möglichst unbequem.

Vergebens sucht man auch Passagen, die dieses Wort auch wirklich verdienen: nicht schmale Durchgänge, die kein Stehenbleiben erlauben, sondern weite Hallen mit lichtdurchlässigen Glasdächern, wie sie etwa in Frankreich anzutreffen sind.

Nein, unsere Städte sind nicht zum Flanieren und Ausruhen geschaffen. Davor schütze uns weiterhin unsere Arbeitswut. Versagt sich der Körper, dann ist immer noch der Arzt da, notfalls kann auch mal ein Kuraufenthalt verschrieben werden ...

Wir sind ja schliesslich auf der Welt, um zu arbeiten, nein: nur um zu arbeiten. Darum vergeht uns auch mehr und mehr die Lust an der Arbeit. Der Freizeitrummel ist unsere Droge geworden. Eine harte Sache!

Tschernobyl

Es ist zu befürchten, dass wir nichts lernen aus der Katastrophe von Tschernobyl. Die Zeitungen meldeten, dass die Wolke kehrt gemacht habe und wieder gegen Russland treibe.

So bleiben wir von allem – Gott sei Dank – unberührt und können weiter die Kühltürme hochziehen für neue Atomkraftwerke, die uns verglühen werden, obwohl, wie nun schnell gesagt wird, die Sicherheitsbestimmungen andere seien – der Tod, er bleibt sich gleich. Aber das einzusehen – dafür müssen wir erst tot sein ...

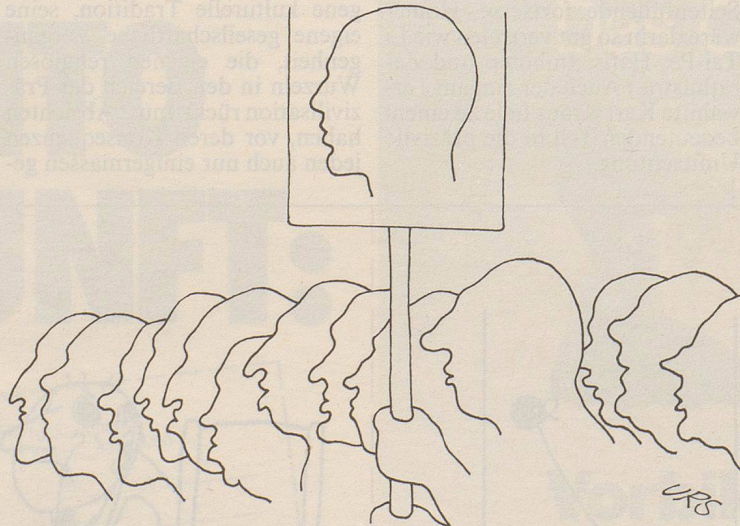
Klarstellung

Wir werden sie doch leerfegen können, die gute alte Erde, niemand wird uns aufhalten, denn die Unvernunft ist auf der Seite der Macht.

Wolke

Was wissen wir schon von den Wolken – was wissen wir schon von der Wolke, die über unsere Köpfe hinwegzieht?

Was sie bringt, können wir messen. Doch im Streit der Wissenschaftler hat der Tod eine Nische gefunden.



Für ein besseres Menschenbild!

Reden

Wir reden oft von Materialermüdung – dass der Mensch auch ermüden könnte, vergessen wir schnell.

Vergesslichkeit

Dass die Wiege der Menschheit in Afrika stand, vergessen wir gerne, denn wir sind ja Weisse ...

Vergleiche

Als Eichendorff die blaue Blume pflückte, weinte Mörke.

Als Hölderlin sein letztes Gedicht schrieb, warteten die Anstaltswärter.

Als die Atomspaltung endlich gelang, jubelten die Wissenschaftler.

Vom Winde verweht war ein Buchtitel, später ein Film, heute ist es eine verseuchte Wolke, anzusehen wie jede andere in einem Kinderbuch.

Kurz berichtet

SDA – Bern. Atomkraftwerke sind sicher. Der einzige Risikofaktor bleibt das menschliche Versagen. Nach der Katastrophe von Tschernobyl wurden in der Schweiz verschiedene Lebensmittel (Konservengemüse und Milchpulver) gehamstert. Wie aus gutunterrichteten Kreisen verlautet, waren unter den hamsternden Eidgenossen nur AKW-Gegner anzutreffen. Die Befürworter der Kernenergie haben nicht menschlich versagt und deshalb keine Hamsterkäufe getätigt.

DPA – Bonn. Der schwergewichtige Bundeskanzler Helmut Kohl erklärte kürzlich: «Mein Problem ist, dass mein Appetit in umgekehrtem Verhältnis zu meiner Vernunft steht.» Da sein Appetit – in Anbetracht von Kohls Leibesfülle – wohl klitzeklein ist, verfügt er offenbar über eine riesige Vernunft. Mit anderen Worten: Wer trotz Appetitlosigkeit einen immensen Bauch ansetzt, muss äusserst vernünftig sein.

Reisen

Wenn Politiker reisen, haben sie bereits im Koffer, was die andern dann ausbaden müssen.

???

Auf die Frage, ob sie mit dem zweiten Platz beim «Grand Prix Eurovision de la chanson» zufrieden sei, antwortete die Schweizerin Daniela Simons (25): «Ich habe pas pour moi teilgenommen, sondern pour la Suisse. Pour moi war jedoch der zweite Platz wirklich ein Erfolg. Und ich denke, auch pour la Suisse war der zweite Rang zufriedenstellend. Denn das Siegerland muss jeweils den nächsten Concours durchführen, was sehr kostspielig ist. Hätte ich den ersten Platz ersungen, so wären der Eidgenossenschaft hohe Kosten erwachsen. Und das wollte ich natürlich verhindern. Pour moi wäre jedoch, das gebe ich offen zu, der erste Platz schon schöner gewesen.»

Rätsel

Wir rätseln darüber, wieso die Dinosaurier ausstarben.

Wir können offenbar nicht begreifen, dass Tiere ohne Zutun des Menschen verschwinden.

Frage

Was wäre, wenn der Mensch plötzlich ausstürbe? Sehr einfach: Es gäbe keine Menschen mehr – und auch keine Kriege.

Bauernregel

Frisst im Mai viel Gras der Muni,
wird's im nächsten Monat Juni.

Frühling in Zürich

Wochenlang hatte es geregnet. Geregnet und geregnet. Dann kam der Frühling. Von einem Tag auf den andern. Vorbei das dunkle Grau, vorbei die graue Kälte. Goldgelb glänzte die strahlende Sonne warm vom himmelblauen Himmel.

Die Leute in der Stadt kleideten sich in bunte Farben. Als wollten sie blühen. Alles schien leicht, unbeschwert, fröhlich. Endlich ist es Frühling, sagten die Leute. Es wurde auch Zeit, sagten andere.

Alles war verwandelt. Man sass entspannt in den Cafés, man hetzte etwas gemütlicher und beschwingter als sonst, man spürte den Frühling, wie man noch selten einen Frühling gespürt hatte. Aber vieles blieb beim alten. Zum Beispiel an den Tramhaltestellen.

Feierabend. Das Tram Nummer 10 lässt schon zwanzig Minuten auf sich warten. Man wartet, zunächst geduldig, später gelangweilt, schliesslich verärgert. Der Ärger wächst von Minute zu Minute. Schon bald ist er grösser als der Frühling.

Warten Sie auch auf den Zehner, fragt eine junge Frau lächelnd. Irritiert blickt der Mann in ein sonnenrundes, strahlendes Gesicht mit riesigen, blauen Augen. Ja, schon seit einer Viertelstunde, murmelt der Mann. Es ist doch immer so, sagt sie, ausgerechnet das Tram, auf das man wartet, kommt nie. Finden Sie das schlimm? Er, etwas verlegen: Es geht. Aber es ist doch heute ein wundervoller Tag, sagt sie, freuen Sie sich auch so sehr über diesen prächtigen Frühling? Ja, sagt er, es ist ziemlich warm – viel zu heiss für diese Jahreszeit.

Die junge Frau lächelt. Ein frisches, kluges Gesicht. Sie trägt einen unauffälligen, leichten Hosenanzug, hellbraun und etwas verknittert. In der Hand eine alte Einkaufstasche, blau-grünes Schottenmuster.

Wie schön, dass jetzt alles wieder blüht, sagt die junge Frau zu einem andern Mann. Der Mann tut so, als hätte er nichts gehört, geht ein paar Schritte zur Seite.

Jetzt hätte ich fast vergessen, ein Billiet zu lösen, sagt die junge Frau zu einer älteren Dame. Ja, erwidert die Dame, das Billiet dürfen Sie nicht vergessen.

Der Zehner kommt. Aus dem überfüllten Tram steigen ein paar Leute aus, viele drängen hinein. Das Tram fährt an, rumpelt um eine Kurve. Die junge Frau, stehend, zu einer sitzenden Frau: Das ist eine gute Übung fürs Gleichgewicht.

Von Haltestelle zu Haltestellen verlassen mehr und mehr Fahrgäste das Tram. Die junge Frau hat jetzt einen Sitzplatz gefunden. Ein Mann steht neben ihr und sagt: Es ist schön, dass jetzt alles wieder blüht, ich bin froh, dass der Frühling gekommen ist. Die junge Frau hört ihm aufmerksam zu, hängt mit den Augen an seinen Lippen. Ja, sagt sie, es ist wundervoll. Aber ich mag auch den Sommer, und ich freue mich auch über den Herbst, und ich liebe auch den Winter – ich mag jede Jahreszeit.

Hieronymus Zwiebelfischs Briefkastenecke

Lieber Onkel Hieronymus
Andreas Blum, Programm-
direktor von Radio DRS und
Präsident von Swissaid, sowie
Peter Sager, SVP-Nationalrat
und Leiter des Schweizer Ost-
institutes, haben in diesem Jahr
Nicaragua besucht und für die
«Weltwoche» je einen Artikel
geschrieben. Während Andreas
Blum «von Totalitarismus we-
nig Anzeichen» entdeckte, kon-
statierte Peter Sager einen
sanftigen «Übergang zur Dikta-
tur». Blum schreibt: «In den ...
Wahlen vom November 1984
gewannen die Sandinisten bei
einer Wahlbeteiligung von 75 %
rund 67 % der Stimmen.» Sager
schreibt: «Im Januar 1984
schätzten viele Gesprächspart-
ner, dass 45 % der Bevölkerung
hinter dem Regime standen; im
Juli 1985 waren es 25 %, und
jetzt sind es noch 15 %. Die
Zahlen lassen sich nicht über-
prüfen; es gibt keine freien
Wahlen und keine Volksum-

frage.» Beide Berichterstatter
beurteilen die Lage in Nicara-
gua völlig entgegengesetzt.
Wem soll man eher trauen?

Fridolin

Lieber Fridolin
Mehr Verlass ist sicher auf
jene Beurteilung, die sich auf
objektive Daten stützt. Aller-
dings gibt's nicht viele davon.
Eher vertrauen würde ich je-
nem Bericht, der mehr Fragen
stellt, mehr zögert, mehr rela-
tiviert, mehr vorsichtige For-
mulierungen enthält, mehr
Zusammenhänge zwischen
einzelnen Tatsachen herzu-
stellen versucht. Jener Autor,
der feststellt, das Komplexe
werde noch komplexer, je ge-
nauer man hinsieht, der heim-
liche Hunger nach einfachen
Antworten werde nicht bef-
riedigt, verdient wohl eher
unser Vertrauen als jener, der
seine eigenen Vergleiche selbst
als bemerkenswert einstuft
und dank seiner ideologischen
Brille immer auf der Suche
nach kleinen Hinweisen ist,
die seine grossen Vorurteile
bestätigen.

Gewohnheit

Gewohnheit ist der glückliche
Zustand, nicht mehr überlegen zu
müssen.

Glücksfall

Seit die Menschen das Geld er-
funden haben, geht ihnen der Ge-
sprächsstoff nie aus.

Sentimentalität

Man kann den Schweizern vieles vorwerfen, nicht aber, dass sie
Rappenspalter seien. Nein, die Schweizer gehören nicht zu dies-
er Sorte von Leuten. Soviel ich weiss, gibt es gar keine Einrap-
penmünzen mehr. Wenigstens ist mir seit langem nirgendwo
eine Rechnung präsentiert worden, die mit Rappen aufgewartet
hätte. Wir fangen erst beim Fünfrappenstück an zu zählen. Ob
das auch eine gewisse Grosszügigkeit markiert, bleibe freilich
dahingestellt.

Ich finde es schade, dass die Einrappenmünzen ausser Kurs ge-
kommen sind. Da ich ein abergläubischer Mensch bin, habe ich
mir immer wieder ein besonders schön glänzendes Stück aufbe-
wahrt. Und die Eins darauf hat mich auch auf eine eigentümliche
Weise fasziniert, mehr als diese Zahl auf dem legendären
Franken, der laut Bundesrat Minger immer ein Franken bleiben
sollte.

Der Rappen also hat ausgedient.

Leise weine ich ihm eine Träne nach.

Er war ja so bescheiden, der Rappen, und klein dazu. Vielleicht
mochte ich ihn gerade deswegen.

Darf man nicht einmal sentimental sein?

Lapidar

Als alles vorbei war, war al-
les vorbei. Niemand erhob
seine Stimme, woher hätte sie
auch kommen sollen?

Verwechslung

Wir sind drauf und dran, Cha-
rakterfestigkeit mit Härte zu ver-
wechseln. Das ist schon schlimm
genug. Doch dass wir uns auf die-
sen Irrtum noch etwas einbilden,
ist noch schlimmer. Denn Einbil-
dung ist immer auch Ausdruck
von Dummheit. Sie erst macht al-
les möglich.

Randbemerkung

Schmutzige Geschäfte
werden meist
von Leuten gemacht,
die mit allen
Wassern gewaschen sind.